



## Die Stimme

In mir lebte eine Stimme. Eine boshafte, kleine Stimme voller Hinterhältigkeit, die mir die schönsten Momente verderben konnte, indem sie mir einredete, dass alles was ich mache sinnlos sei. Jeden Tag erinnerte sie mich aufs Neue, wie schwach, wie ohnmächtig ich sei und wie wenig das was ich machte, zählte.

Sie lebte in mir, seitdem ich denken konnte und weil ich an mir selbst zweifelte, habe ich immer ihrem strengen, selbstsicheren Ton geglaubt, so als hätte sie mehr über mich gewusst. Als hätte sie in die Zukunft blicken können und mir sagen, wie genau ich versagen werde, was ich alles falsch machte und wie unnützlich all meine Bemühungen waren. Jedes Mal, wenn ich etwas erreichte, auf das ich stolz war, zeigte sie mir die Rennbahn des Lebens, dort wo die Erfolgreichen und Starken rannten und sie zeigte mir, wie ich, im Kontrast dazu versagte, dass mir und meinen Träumen nur ein Platz auf dem Abstellgleis beschieden sein würde, wo ich dann mit den Ausgestossenen und Schwachen um die Wette rennen könne. Vielleicht würde ich ja dort gewinnen. Und das Schlimmste war, ich gab ihr Recht. Ich war es, der es ihr so einfach machte, mich zu tyrannisieren. Sie lebte irgendwo in meinem Kopf. Ich wusste, dass sie irgendwo da drin lebte, begraben unter tausenden von Neuronen, in der Nähe des Ortes wo mein Verstand selbst ruhte und von dort aus griff sie mich an mit ihren unerfüllbaren Ansprüchen, mit ihrer Art, mir meinen Selbstwert zu stehlen, als sei es die einfachste Sache der Welt.

Ich begann ihren Monolog zu fürchten, versuchte mich ihr zu verweigern, sie zu ignorieren, doch je öfter ich das tat, desto lauter und stärker wurde sie, bis ich nur noch ihre Stimme zu hören schien. Nichts war ihr heilig und meine Gegenwehr fühlte sich lächerlich und unnützlich an. Egal was ich machte, nie war es gut genug, nicht einmal annehmbar. So liess ich mich von ihr herumscheuchen, herumtreiben, ständig mit diesem Dorn in meinem Herzen, der mir nie gestattete, mich zurückzulehnen, auszuruhen, zu geniessen.

Bis ich eines Tages genug von ihr hatte. Ich begann sie nicht mehr zu fürchten, stattdessen fing ich an, sie zu hassen. Und ich stellte mir vor, wie schön das Leben hätte sein können wenn es nur diese Stimme nicht mehr gab. Doch wie konnte ich etwas abstreifen, wie konnte ich etwas töten, dass man nicht finden kann und das nur im eigenen Kopf existiert?

Also dachte ich mir einen Plan aus. Ich dachte mir, wenn ich sie schon nicht finden konnte, dann konnte ich sie doch einladen. Ich begann freundlich auf sie einzureden, ihre Sticheleien und Beleidigungen übersehend, sprach ich freundlich zu ihr, machte ihr Komplimente und irgendwann lud ich sie ein, etwas zu trinken. Vielleicht in einem gemütlichen Café? Das konnte ich mir vorstellen. Und zum ersten Mal seit langem war sie still. Doch nicht für lange. Sie sagte zu. Es sei an der Zeit, dass wir uns besser kennenlernten, sagte sie, fast als ob es ihre Idee gewesen sei, dieses Treffen abzuhalten und so begann mein Plan Gestalt anzunehmen.

Wir begrüßten uns wie fremde Vertraute. Höflich, ein wenig distanziert, ich küsste ihr auf die Wangen und umarmte sie, roch ihr Parfüm, ihre vollen blonden Haare kitzelten mich an der Nase und kurz drückte sie ihre zierliche Gestalt an mich. Dann setzten wir uns. Zuerst wusste ich nicht über was ich mit ihr sprechen sollte, ich war zu nervös und zu sehr auf meinen Plan konzentriert, doch dann bestellte ich Wein. Ich nahm den Süßen, den Wein, der viel zu schnell getrunken wird und ebenso schnell ins Blut fährt. Wir tranken, begannen uns zu entspannen und ich fand heraus, dass wir über dieselben Sachen lachen konnten und erzählten uns gegenseitig Geschichten und Anekdoten die wir beide schon kannten, aber so taten, als ob wir sie noch nie gehört hätten. Der Abend wurde länger und die Menge an getrunkenem Wein stieg. Ich spielte meinen Part gut. Ich verbarg meine wahren Gefühle, setzte meinen ganzen Charme ein und widersprach ihr nie. Das gefiel ihr. Irgendwann lachten wir beide über Sachen, die nicht mehr lustig waren und ich wusste der Moment zum Gehen war gekommen. Der zweite Teil meines Plans.

Ich bestellte die Rechnung und mehr schlecht als recht liefen wir aus dem Café, ich stützte sie und sie hielt sich an mir fest. Sie klammerte sich ein klein wenig zu fest an mir um nur das Gleichgewicht zu wahren. Das brachte ein Lächeln auf meinen Lippen. In meiner Vorstellung war es bereits dunkel und ich blieb unter einer Strassenlampe stehen, im warmen Licht fragte ich sie, ob wir nicht noch weitergehen sollten. Sie



## Die Stimme

runzelte ihre Stirn und ich hielt den Atem an. Ich unterdrückte die Gefühle der Panik, die in mir aufstiegen, was wenn sie nur mit mir spielte, was wenn sie von meinem Plan wusste, was wenn sie mich jetzt auslachte und mich unter jener Strassenlampe stehen liess, nur um am nächsten Tag zurückzukehren, um mich erneut zu demütigen. Ich konnte diesen Gedanken kaum ertragen und ich weiss nicht, was sich von meinen Gedanken sich auf meinem Gesicht gespiegelt hatte, aber sie sagte zu. Vielleicht war es das, was ihr gefehlt hatte, sich begehrt fühlen. Sich lebendig fühlen, sich fallen zu lassen und zu vertrauen. Denn das sind Dinge, die als erstes in einer Welt der Ordnung und Rationalität verloren gehen. Vielleicht war hatte sich ihre eigene Stimme warnend gemeldet, ihr zugeflüstert, dass sie mir nicht vertrauen konnte, dass es auffällig sei, wie freundlich ich zu ihr war, doch irgendwie vertraute sie mir an diesem Abend. Und das war ihr Verderben. Nach einer Sekunde, die mir so lang vorkam, wie eine Ewigkeit in der Hölle, sagte sie mir zu und sie hatte bereits einen Vorschlag, wohin. Zu ihr. Bislang hatte sie die Hosen angehabt und so schnell verlor man alte Gewohnheiten nicht.

Als wir bei ihr ankamen, griff sie sich ihre Handtasche, kramte darin herum und produzierte einen Schlüssel hervor, den sie langsam im Schloss drehte. Mein Blut brodelte bereits vor Erwartung und ich musste meine ganze Zurückhaltung aufwenden, um mich zu beherrschen. Sie bemerkte etwas, glaube ich, aber falls sie es tat, interpretierte sie meine Gefühle anders. Als sie endlich die Türe aufmachte und als erste reinging, weil es ihre Wohnung war, blickte sie über ihre Schulter zurück. Neckisch, lockend, immer noch lächelnd. Ich lächelte zurück, ein grausames, wissendes Lächeln, doch der Alkohol half mir, meine wahren Gefühle zu verbergen. Als die Türe zuging, küssten wir uns. Leidenschaftlich, fordernd, hungrig begegneten sich unsere Zungen in einem wilden Tanz. Sie war fordernd, unbeherrscht und ich ebenso. Wir fummelten an uns herum, Stoff verrutschte oder fiel ganz ab, bis sie mich stoppte und sagte, dass ich warten soll, sie würde vorher ins Bad gehen und ich solle auf sie warten, im Schlafzimmer. Ich nickte pflichtbewusst, und ich tat ungeduldig. Nein, ich war ungeduldig, aber aus einem anderen Grund.

Als sie die Türe zum Bad abschloss und dort ihre letzten Minuten ihres Lebens verbrachte, ging ich in ihr Schlafzimmer und schaute mich dort um. Ich habe eine grosse Abneigung gegen Waffen, nie könnte ich mir vorstellen, eine Waffe mit mir zu führen, doch in den richtigen Händen kann alles zur Waffe werden. Selbst ein stabiles Seil oder das Kabel, das ich dort fand. Ich weiss nicht mehr, was mir durch den Kopf gegangen ist, als ich hinter der Türe zum dunklen Schlafzimmer auf sie gewartet habe. Dort wo sie mich nicht sehen würde, wenn sie reinkam. Ich weiss nur noch, dass eine gewisse Ruhe über mich gekommen ist. Die berühmte Ruhe vor dem Sturm, die Ruhe, die einem befällt, wenn die Würfel gefallen sind, die Ruhe vor der Schlacht. Wenn man alle Vorbereitungen erledigt hatte und es nur noch darauf ankam zu kämpfen. Wahrhaftig zu sein.

Ich hörte wie die Türe zum Bad aufging. Ihre nackten Füsse, die auf dem Boden leise näherkamen. Sie sprach nicht, ich hörte nur ihren Atem. Aufgeregt, voller Vorfreude? Und dann kam sie durch die Tür.

Sie fragte nach mir, dieser dunkle Schemen, der vor mir war, diese zierliche Gestalt, die mich so lange gedemütigt, unterdrückt und zur Verzweiflung getrieben hatte. Ich warf das Kabel über ihren Kopf und zog es auf der Höhe ihres Halses zurück. Sie reagierte schnell, warf ihre Arme in die Höhe, versuchte, zwischen das Kabel und ihrem Hals zu kommen, doch sie war zu langsam, zu schwach, zu verblüfft? Und dann hatte ich nur noch eine Aufgabe. Das Kabel festzuhalten und nicht loszulassen. Sie kämpfte verbittert, schlug aus, kratzte mich, versuchte sich zu befreien. Ein paar Mal lockerte sich das Kabel ein wenig, doch nie genug, dass sie es schaffte, genug Luft zu bekommen und ich ertrug die Schläge, die Kratzer und ihren Ellenbogen, der sich in meine Rippen grub. Es war einfacher, als ihre Stimme zu ertragen. Ich liess nicht los.

Bis es vorbei war.

Ich wusste nicht, wann es genau vorbei war und als sie erschlaffte, liess ich nicht los, es hätte ein Trick von ihr sein können. Lange blieb ich in der Dunkelheit stehen, das Kabel so sehr gespannt, dass es sich in meine Hände schnitt. Und als ich mich getraute loszulassen, fiel sie zu Boden. Wie ein Sack voller Knochen.

Ich ging zu ihr hinüber in der Dunkelheit. Aus ihrem Schlafzimmerfenster drang ein klein wenig Licht, so dass ich ihre Gesichtskonturen erkennen konnte. Schön war sie gewesen. Und in diesem Moment – ich weiss, das



## Die Stimme

hört sich verrückt an – vermisste ich sie bereits.

Und als ich auf der Strasse stand, unter dem Licht der Laterne und sah, wie ihre Wohnung in Flammen aufging, da weinte ich und meine Tränen spiegelten das Feuer, das alles verzehrte, was jemals an sie erinnerte.

Bis das der Tod uns scheidet.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).